Wolf Peter Klein (Würzburg)

Prospektive Sprachbetrachtung. Formen und Funktionen aufklärender Sprachkonsultation

Abstract: Aufklärende Sprachkonsultation kann profiliert werden, indem man sie als prospektive Sprachbetrachtung konzipiert. Im Aufsatz werden die Ausgangspunkte und Konsequenzen für diese These erläutert. Drei Blickrichtungen lassen sich unterscheiden: Mikro-, Medio- und Makroprospektiven. Die Mikroprospektivität wird in Verbindung mit sprachnormativen Problemen näher in Augenschein genommen. In allen Ausblicken auf die Zukunft spielt die Thematisierung von individuellen oder kollektiven Handlungsspielräumen eine besondere Rolle, um aufklärende Sprachkonsultation zu verwirklichen.

1 Einführendes

Dieser Text soll auf eine besondere Form der Sprachbetrachtung aufmerksam machen. Sie wird hier als „prospektive Sprachbetrachtung“ bezeichnet, also als eine Sprachbetrachtung, die auf die Zukunft gerichtet ist. Prospektive Sprachbetrachtung kann als eine Form aufklärender Sprachkonsultation verstanden werden. Um vor diesem Hintergrund die Stoßrichtung und das Profil prospektiver Sprachbetrachtung zu verdeutlichen, ist es zunächst nötig, etwas weiter auszuholen und einen verallgemeinernden Blick auf die jüngste Geschichte des Deutschen und seine wissenschaftliche Erfassung zu werfen.

2 Variation als Basis von Sprachkonsultation

Die umfangreiche sprachwissenschaftliche Forschung der letzten Jahre lässt sich unter verschiedenen Perspektiven resümieren. Ein Ergebnis liegt dabei sicher auf der Hand: Wir wissen nämlich mittlerweile recht genau, wie varianten- und varietätenreich die deutsche Sprache der Gegenwart ist und wie man diese große Vielfalt beschreiben und erklären kann. Immer wieder hat man die zahlreichen Variationsformen aufgegriffen und als Ausgangspunkte für phonetische, morphologische, syntaktische, lexikalische oder pragmatische Detail-Untersuchungen genommen.

<https://doi.org/10.1515/9783110622591-002>

Variationslinguistisch spielen Raum und Zeit eine zentrale Rolle. Die räumliche Komponente manifestiert sich an erster Stelle in der Polyarealität bzw. Plurizentrik des Deutschen. Sie ist im Kern staatlich fundiert. Wegweisend erfasst wird sie im Variantenwörterbuch des Deutschen (Ammon/Bickel/Lenz (Hg.) 2016) und im Projekt der Variantengrammatik des Standarddeutschen (z.B. Dürscheid/Elspaß 2017).¹ Darüber hinaus ist der diatopische Zuschnitt der Sprache in Gestalt der Dialektologie ein klassisches Thema der deutschen Sprachwissenschaft. Diese raumgesteuerte Variantenvielfalt besitzt freilich seit einiger Zeit mit gutem Grund eine neue terminologische Gestalt. Die lokale Verteilung wird nicht mehr unter dem Begriff der (Basis-) *Dialekte* verhandelt, sondern mit dem Terminus *Regiolekt* (Schmidt/Herrgen 2011). Darin verkörpert sich der Umstand, dass der Abstand zwischen der überregionalen Standardsprache und den lokalen Sprachformen des Deutschen kleiner geworden ist. Außerdem hat selbst die Standardsprache ihren vordem eher einheitlichen Charakter etwas eingebüßt. Auch in dieser Sprachform gibt es nämlich Varianten und Variationen, die aus der Lebendigkeit und Beweglichkeit des Deutschen resultieren. Ein neuer Terminus symbolisiert diesen Erkenntnisfortschritt: *Standardvariation*.

Der Variationsfaktor Zeit steckt hinter dem Sprachwandel und sprachhistorischen Perspektiven. Früher gab es nur Variante A, dann tauchte allmähliche Variante B auf, und gegenwärtig lassen sich also womöglich zwei Varianten gleichzeitig beobachten. Sie können unterschiedliche Konnotationen transportieren. Diese Variationsdimension wurde zuletzt auch insofern untersucht, als sie sich nachdrücklich synchron auswirkt. Von der Fruchtbarkeit dieser Arbeiten zeugen einige einführende Werke, die sich von den alten Einführungen in die deutsche Sprachgeschichte unterscheiden und die neuen Perspektiven (hochschul-)didaktisch auf den Punkt bringen (z.B. Nübling et al. 2017; Stricker et al. 2016; Szczepaniak 2011).

Schwieriger sind Variationen zu erfassen und zu interpretieren, die nicht durch Raum oder Zeit, sondern durch andere Größen bedingt sind. Hier kommen vor allem das Medium (z.B. mündliche vs. schriftliche Sprache) sowie gesellschaftliche Faktoren (z.B. soziale Nähe vs. Distanz) ins Spiel. Die Schwierigkeit, diese Einflüsse genau zu erfassen, hängt damit zusammen, dass sich die verschiedenen Variationsdimensionen nicht selten überlagern. Mündlichkeit steht beispielsweise oft für soziale Nähe und Dialektalität, Schriftlichkeit für soziale Distanz und überregionale Standardsprachlichkeit. Dialogische Sprache ereignet sich meistens mündlich zwischen einander bekannten Sprechern. Monologische Sprache kann demgegenüber einen schriftlichen, distanzierten Charakter besit-

1 www.variantengrammatik.net (Stand: 9.8.2018).

zen. Dazu kommen noch unterschiedliche Textsorten und Gesprächssituationen, die ebenso durch variierende Sprache geprägt sein können.

Die große Variationsbreite des Deutschen kann man auch mit Begriffen ansprechen, die nicht variationslogisch fundiert sind: Demnach ist die enorme *Komplexität* des Deutschen in der Sprachwissenschaft heute bestens bekannt. Wie in allen altverschrifteten, voll ausgebauten Sprachen hat sich mit der Zeit ein hochkomplexes System entwickelt, das in einem diffizilen Lernprozess erworben werden muss. Es ist gleich klarzustellen, dass diese Komplexität nicht nur eine strukturelle Seite besitzt, sondern auch funktional gesehen werden muss. Die zahlreichen Varianten erfüllen nämlich in der Regel besondere Funktionen. Es sind keine irgendwie zufälligen Versionen des Deutschen, sondern gut begründete Ausprägungen dieser Sprache. Sie haben sich über lange Zeiten herausgebildet und stabilisiert, weil dafür kommunikative Bedürfnisse bei den Sprechern des Deutschen existieren. In dieser Sicht bezeugt die komplexe Variationsvielfalt eine große Leistungsfähigkeit. Was auch immer man derzeit an Inhalten ausdrücken möchte, das Deutsche besitzt Sprachformen, die dafür bestens geeignet sind – seien es fertige und stabile Wörter, syntaktische Konstruktionen oder Phrasenologismen, seien es Regeln und Mechanismen zur Kreation neuer sprachlicher Einheiten.

Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass bei den Sprechern des Deutschen gelegentlich Orientierungsprobleme auftauchen. In der Variationsbreite und Funktionsvielfalt dieser großen Sprache verliert man mitunter den Überblick. Damit entsteht Beratungsbedarf, der an bestimmten Punkten immer wieder auftritt. Stichwortartig lassen sich für die Gegenwart die folgenden Felder benennen:

- Sprachnormen: „richtiges vs. falsches Deutsch“,
- neue Sprachformen (z.B. Internet-Sprache, Jugendsprache, „Leichte Sprache“),
- Dialekt(e) vs. Standardsprache,
- Sprachkontakt/Fremdwörter (z. Zt. Anglizismen) (angeblich resultierend in „Sprachverfall“),
- „politisch korrekter“ Sprachgebrauch,
- Eigennamen (Herkunft, ggf. Umbenennung),
- Mehrsprachigkeit (z.B. Migrantensprachen),
- ...

Alle Aktivitäten, durch die die Sprecher bei solchen Orientierungsproblemen unterstützt werden, verstehe ich als Sprachkonsultation. Sprachkonsultation antwortet also auf einen realen Bedarf, der in jeder Sprachgemeinschaft in der einen oder anderen Form existiert. Wer den Sprechern bei praktischen Fragen und Pro-

blemen im Alltag der Sprache hilft und zu deren Orientierung beiträgt, leistet demnach Sprachkonsultation. Dass sie auf etwas antwortet, was in der Sprachrealität sozusagen spontan aufkommt, sei hier dadurch kenntlich gemacht, dass von einem *Praxis-Postulat* ausgegangen wird. Bei Sprachkonsultation geht es also nicht darum, irgendwelche Kenntnisse und Tatsachen über die deutsche Sprache zu vermitteln. Im Fokus steht stets eine Beteiligung an Diskussionen und Problemformulierungen, die ihren Ausgang unmittelbar von der Sprachpraxis nehmen. Sprachkonsultation besitzt mithin einen konstitutiv reaktiven Charakter, der mit einem alltagszugewandten Praxis-Postulat verbunden ist.

Von der Sprachkonsultation gibt es verschiedenartige Ausprägungen. Sie kann beispielsweise einen ideologischen Charakter besitzen und sich z.B. grundsätzlich konservativ und vorschreibend äußern. Sprachkonsultation kann aber auch argumentativ angelegt sein, auf empirischen Legitimitäten basieren, also Usus-bezogen und Rezipienten-orientiert sein, und eine gewisse sprachhistorische Tiefe besitzen. In diesem Fall kann man von aufklärender Sprachkonsultation sprechen. Für aufklärende Sprachkonsultation ist die Sprachwissenschaft zuständig. Wie es sich für eine wissenschaftliche Disziplin gehört, steht sie unter dem *Vernunft-Postulat*. Es ist in der genauen Betrachtung und Analyse des Sprachgebrauchs verankert.

3 „Zukunft“ und aufklärende Sprachkonsultation

Aus der oben geschilderten Konstellation ergibt sich nun eine Spannung, mit der die aufklärende Sprachkonsultation belastet ist. Sie rührt daher, dass im Praxis-Postulat Gehalte vorhanden sind, die dem Vernunft-Postulat – wenigstens teilweise – zuwiderlaufen. Laut Praxis-Postulat muss man nämlich die Annahmen und Einstellungen der Laien im Sprachalltag reaktiv berücksichtigen und ernst nehmen. Dazu zählen auch die Erwartungen, die mit den sprachpraktischen Problemen des Alltags einhergehen. So wissen wir etwa, dass viele Sprecher in sprachlichen Fragen präskriptive Hoffnungen auf die Formulierung einfacher „Regeln“ hegen. Außerdem sind wertende Perspektiven auf Sprache in der Praxis weit verbreitet. Das Vernunft-Postulat dagegen ist deskriptiv-analytisch, nicht wertend ausgelegt. Im Interesse der empirischen Adäquatheit ist unter dieser Perspektive stets davon auszugehen, dass nicht einfache, ausnahmslose Regeln, sondern komplexe Regeln inklusive gewisser Ausnahmen und anderer Relativierungen nötig sind, um die Realität der Sprache angemessen zu erfassen. Vorscheitungen im Interesse „einfacher“ Lösungen von praktischen Sprachfragen verbieten sich, wenn man unter dem Vernunft-Postulat arbeitet. Es mag

dramatisierend klingen, aber die Brisanz der Lage rechtfertigt deutliche Formulierungen: An der Spannung zwischen dem Praxis- und dem Vernunft-Postulat droht aufklärende Sprachkonsultation immer wieder krachend zu scheitern.

Vor diesem Horizont möchte ich im Folgenden die These vertreten, dass prospektive Sprachbetrachtung ein Projekt darstellt, durch das die gerade skizzierte Spannung zwar nicht gelöst, aber doch zumindest gemildert werden kann. Aufklärende Sprachkonsultation kann gelingen, wenn sie als prospektive, also vorausschauende Sprachbetrachtung angelegt wird. Um dies zu erhärten, muss die zentrale Kategorie prospektiver Sprachbetrachtung genauer in Augenschein genommen werden: die Zukunft. Welche Rolle spielt die Zukunft im Sprachalltag und in der Sprachwissenschaft? Wie wäre sie im Rahmen prospektiver Sprachbetrachtung zu fassen, damit aufklärende Sprachkonsultation ihren Namen verdient?

Es ist nicht besonders riskant zu behaupten, dass die Zukunft der (deutschen) Sprache etwas ist, worüber man sich in der Sprachpraxis immer wieder Gedanken macht. Diese Zukunftszugewandtheit wird bereits schnell greifbar, wenn man den Suchwörtern *Sprache*, *Deutsch* und *Zukunft* im Internet nachgeht. Dann erfährt man z.B., dass auf nicht sprachwissenschaftlichen Informationsportalen „9 Thesen zur Zukunft der deutschen Sprache“² formuliert wurden. Einen ähnlichen Zuschnitt besitzen Stellungnahmen vom Typ „Die Zukunft der deutschen Sprache (im digitalen Zeitalter)“,³ „Language 2.0: Die Sprache der Zukunft“,⁴ „Sprache der Zukunft: Chinesisch“⁵ und „Die Sprache der Zukunft: Englisch oder Emoji?“.⁶ Dazu passen Print-Publikationen wie Glück/Krämer (Hg.) (2000), Hoffmann (2002) oder Limbach (2008). Aus alldem lässt sich schließen: Wer etwas über die Zukunft der Sprache zu sagen vermag, wird in der Öffentlichkeit auf Resonanz stoßen. Prospektive Sprachbetrachtung ist dort offensichtlich hochrelevant.

Wie lässt sich die Kategorie Zukunft aber in der Sprachwissenschaft fruchtbar machen? Ist das nicht ein einigermaßen riskantes Unterfangen? Soll im Zeichen prospektiver Sprachbetrachtung die Linguistik nunmehr als Spekulationskunst betrieben werden? Zur Erstellung sprachwissenschaftlicher Horoskope? Glaskugeln statt Korpusrecherche? Wer für prospektive Sprachbetrachtung eintritt, sollte solche Einwürfe nicht leichtfertig vom Tisch wischen. Dahinter verbirgt sich die berechnete Frage, ob und, wenn ja, inwiefern wissenschaftliche Perspektiven auf die Zukunft der Sprache überhaupt möglich sind.

2 www.marconomy.de/live/articles/550428 (Stand: 27.3.2018).

3 www.security-informatics.de/blog/?p=1645 (Stand: 27.3.2018).

4 www.zukunftsinstitut.de/artikel/language-20-die-sprache-der-zukunft (Stand: 27.3.2018).

5 www.language-trainers.de/blog/2015/01/27/sprache-der-zukunft-chinesisch (Stand: 27.3.2018).

6 www.ef.de/blog/language/die-sprache-der-zukunft-englisch-oder-emoji (Stand: 27.3.2018).

Nun gibt es in der modernen Sprachwissenschaft freilich durchaus Berührungspunkte mit prospektiver Sprachbetrachtung. Bereits bei ihrem Gründungs-heros, Ferdinand de Saussure, taucht sie auf. Er verstand sie als eine der beiden Blickrichtungen (*point de vue*), diachrone Linguistik zu betreiben (Saussure/Bally/Lommel 1967, 5. Teil, Kapitel 1). Letztere teilt sich nämlich in eine retrospektive (*rétrospectif*) und eine prospektive (*prospectif*) Variante. Retrospektiv ist die übliche Form diachroner Linguistik. Sie kommt dadurch zustande, dass man einen gegebenen Sprachzustand als das Ergebnis vorhergehender Entwicklungen begreift. Man kann aber einen gegebenen Sprachzustand auch mit Blick auf das betrachten, was zeitlich nach ihm folgen wird. Das ist für die Vergangenheit insofern möglich, als man beispielsweise den (synchronen) Zustand einer Sprache um das Jahr 1600 erheben und dann in Relation zu dem setzen kann, was sich später daraus entwickeln wird. Diese Unterscheidung von retrospektiver und prospektiver Blickrichtung ist ein erster Hinweis darauf, dass und wie prospektive Sprachwissenschaft möglich sein kann.

Ein anderer Zugang zur prospektiven Sprachbetrachtung wurde unter der Überschrift „angewandter“ Sprachwissenschaft formuliert:

Anders als die erkenntnisorientierten linguistischen Ansätze, die im Wesentlichen deskriptiv vorgehen, möchten anwendungsorientierte Ansätze bewusst Einfluss auf die praktische Sprachverwendung in bestimmten Domänen nehmen oder bereiten dies durch geeignete linguistische Modelle vor. [...] Die prospektiven Ansätze verfolgen dabei stets auf die Zukunft bezogene Fragen und sind in ihrem Ergebnis meist präskriptiv: Wie lassen sich die sprachlichen Subsysteme in diesen Bereichen optimieren? Welche Modelle sind angemessen als Orientierung für die tatsächliche Sprachtätigkeit, wie Schreibpraxis und andere Anwendungsfelder? (Atayan/Metten/Schmidt 2015, S. 426 f.).

In der Folge ist von einer „Interaktion zwischen der prospektiven linguistischen Tätigkeit der Forscher mit der praktischen linguistischen Tätigkeit der Sprachverwender“ die Rede (ebd.). Zugespißt gesagt: In angewandter Sprachwissenschaft liegen prospektive Gehalte, insofern die Tätigkeit der Linguisten einer bewussten Intervention in der Sprachpraxis gleichkommt. Hier will man die Sprache – und man sollte präzisierend hinzufügen: den Sprachgebrauch – gestalten, nicht allein interesselos analysieren. Das impliziert einen Zugriff, der notwendigerweise auf die Zukunft ausgerichtet ist.

Als Zwischenfazit seien also zwei Formen prospektiver Sprachbetrachtung festgehalten: Zum einen kann sie als eine Variante diachroner Sprachwissenschaft nach Saussure konzipiert werden, zum anderen ist das, was als angewandte Sprachwissenschaft bezeichnet wird, offensichtlich stets mit einem gewissen Zukunftsbezug verbunden. Dass man mit guten Gründen auch in der

Wissenschaft prospektive Sprachbetrachtung betreiben kann, ist demnach weniger kurios und abwegig, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Dazu kommt, dass auf den traditionellen Arbeitsfeldern der Sprachwissenschaft zahlreiche Konzepte existieren, denen zumindest ein impliziter Zukunftsbezug eingeschrieben ist. Sie verkörpern sich vor allem darin, dass unsere heutige Sprache als ein Gegenstand gefasst wird, der sich in verschiedenen Entwicklungsprozessen und Übergangsstadien befindet. Solche Redeweisen sind sehr ernst zu nehmen. Sie erschöpfen sich nicht in einem bloß illustrativen Gehalt. Dass die Gegenwartssprache stets im Fluss ist, ist nämlich eine Aussage, die substanziell, nicht akzidentell zu verstehen ist. Sprache ist nie stabil. Zu jedem Zeitpunkt vermischen sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Sprache. In diesem Sinne finden sich in der modernen Sprachwissenschaft verschiedentlich (quasi-)prospektive Begriffe. Ihr analytischer Gehalt reicht sozusagen ein Stück weit in die Zukunft hinein – dazu nur einige Andeutungen, mit mehr oder weniger einschlägigen Beispielen:

Am prägnantesten tritt der Zukunftsbezug der Sprachwissenschaft wahrscheinlich überall dort zutage, wo von (gegenwärtigen) *Entwicklungstendenzen* des Deutschen die Rede ist. Damit wird ja behauptet, dass Sprachbewegungen angenommen werden müssen, die noch nicht abgeschlossen sind, sondern in der einen oder anderen Form auch zukünftig weiterwirken dürften. Auf derselben Linie könnte man die Redeweise von der *Ökonomie-Tendenz* der Sprache verorten. In quantitativen Begriffen liegt – allerdings weniger deutlich – etwas Ähnliches vor, wenn die gegenwärtige Sprache als Resultat von *Zunahme-* oder *Abnahme-*Entwicklungen gefasst wird. In diesem Licht besitzt auch die terminologische Opposition von *Ausbau* (auch: *Aufbau*) und *Abbau* (auch: *Schwund*, *Abschwächung*, *Untergang*) eine zukunftsweisende Komponente. Sie kann sich auf verschiedenen systematischen Ebenen manifestieren, etwa wenn man davon spricht, dass die Standardvarietät, die Lexik, das Aspekt- und Tempussystem, die Nominalphrase, syntaktische Klammerstrukturen o.Ä. (zunehmend) *aus-* und *aufgebaut* werden. Oder wenn konstatiert wird, dass es zum *Abbau* von Flexionsendungen oder Dialekten kommt.

In der Wortbildung enthält zum Beispiel die Rede von *produktiven* und *unproduktiven* Wortbildungsmustern einen gewissen Zukunftscharakter. Produktive Wortbildungsmuster dürften auch in der nächsten Zeit noch Wirkung entfalten, unproduktive eher nicht. Wer die beiden Termini nutzt, trifft also mittelbar auch eine Aussage über die Zukunft des Deutschen. Flexionsmorphologisch wäre der Begriff der *Profilierung* in ähnlicher Weise zu interpretieren (Tempus-, Numerusprofilierung). Varietätenlinguistisch liegt in der Nutzung des Terminus *Sprachdynamik* ein vergleichbarer futurologischer Gehalt. Wer die

Gegenwart des Deutschen durch die Beschreibung dynamischer Prozesse charakterisiert, hat Spannungsfelder identifiziert, deren Kräfte morgen noch weiterwirken dürften.

Das alles zeigt: Die Zukunft ist eine Kategorie, die auch in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der deutschen Sprache durchaus einen gewissen Ort besitzt. Prospektive Sprachbetrachtung ist kein Hirngespinnst. Sie kann in verschiedenen Hinsichten systematisch expliziert und zur Basis aufklärerischer Sprachkonsultation gemacht werden.

4 Mikro-, Medio- und Makroprospektivität

Je nach Ansatzpunkt für die Ausblicke auf die Zukunft der Sprache möchte ich drei Formen prospektiver Sprachbetrachtung unterscheiden: *mikroprospektive*, *medioprospetive* und *makroprospektive*. In Anlehnung an den Ausdruck *Perspektive* lässt sich insofern auch von *Prospektiven* sprechen, also von unterschiedlichen Ausprägungen von Zukunftsausblicken. Im Einzelnen seien *Mikroprospektiven*, *Medioprospetiven* und *Makroprospektiven* angenommen. Diese drei Prospektiven knüpfen an den Umstand an, dass in der Sprache unterschiedliche Träger- bzw. Handlungsinstanzen existieren.

So lässt sich zunächst der einzelne Sprecher als grundlegender Handlungsträger betrachten. Geht es also um die Zukunft der Sprache aus der Perspektive eines individuellen Sprechers, so spreche ich von einer mikroprospektiven Sicht. Unterhalb dieser Ebene gibt es keine weiteren Handlungsinstanzen, die für die Sprachbetrachtung von Bedeutung wären. Die mikroprospektive Sicht bildet insofern einen Pol auf einer Handlungsskala, die für die Ausformung der künftigen Sprache wegweisend ist.

Am anderen Ende dieser Skala befindet sich die gesamte Gruppe von Menschen, die eine bestimmte Sprache spricht. Auch wenn die Bezeichnung etwas altertümlich-archaisierend klingen mag, möchte ich hierzu den Begriff der Sprachgemeinschaft heranziehen und die damit verbundene Sichtweise als *Makroprospektivität* definieren. In der Makroprospektive geht es also darum, einen Blick auf die Zukunft der Sprache zu werfen, insofern sie von der gesamten Sprachgemeinschaft getragen wird. Als vermittelnde Ebene zwischen der mikro- und der makroprospektiven Blickrichtung kann die *Medioprospetivität* festgehalten werden. Damit wird auf den Umstand abgehoben, dass bestimmte Sprachformen an einzelne Sprechergruppen gebunden sind. Sie können etwa über die Region (z.B. Dialektsprecher), das Alter (z.B. Jugendsprache), bestimmte Inhalte (z.B. Fachsprachen) oder kommunikative Situationen (z.B. Sprecher vs. Schrei-

ber) definiert sein. Die Medioprospektivität liegt folglich oberhalb der Mikroprospektivität, aber unterhalb der Makroprospektivität. In dieser Zwischenform lässt sich ein Reflex der Varietätenlinguistik sehen. Sie hat uns in verschiedenen Formen vorgeführt, dass und wie bestimmte Sprachmuster konstitutiv in bestimmten Sprechergruppen verankert sind.

Die traditionellen linguistischen Sichtweisen auf die Zukunft des Deutschen verkörpern sich vor allem in Makroprospektiven. Tatsächlich werden Makro- und Medioprospetiven allerdings oft miteinander vermischt. Dabei wird – explizit oder implizit – größtenteils die Standardsprache in den Mittelpunkt gerückt, eventuell in Relation zu spezifischen (neuen) Varietäten, Medien oder mit einer Konzentration auf eine einzelne Systemebene. Das ist auch deshalb plausibel, weil sich innovative Entwicklungen besonders gut varietätenübergreifend erfassen lassen. Neuerungsschübe verlaufen oft nach einem ähnlichen Muster. Sie kündigen sich zunächst in einer bestimmten Varietät an, verbreiten sich von dort auf andere Varietäten und die Standardsprache. Zu den Arbeiten, die sich *cum grano salis* in diesem Sinn mit der Zukunft des Deutschen beschäftigt haben, gehören beispielsweise Publikationen von Braun (1999); Debus (1999); Dürscheid (2003, 2005); Klein/Schlieben-Lange (Hg.) (1990); Nerius (2000); Pauer (2013); Pörksen (2008); Stickel (2009) und Weinrich (1984).

Es würde hier zu weit führen, im Einzelnen die futurologischen Ausblicke dieser Autoren auf einen Begriff zu bringen und genauer zu systematisieren. In einer solchen Synthese müsste man viele Entwicklungsfäden des Deutschen zusammenbringen und die formulierten Analysen auf ihre Plausibilität hin überprüfen. Zur Debatte stehen mindestens graphematische, phonetisch-phonologische, morphologische, lexikalische, syntaktische, pragmatische sowie varietätenlinguistische und nicht zuletzt medial-technische Gesichtspunkte. Statt einer solchen Zusammenschau seien aber zumindest einige zentrale Fragen identifiziert, die immer wieder berührt werden. Die oben genannten Autoren sprechen in der einen oder anderen Form die folgenden Komplexe an und explizieren sie mehr oder weniger prophetisch:

- Wie werden die diatopischen Varietäten des Deutschen künftig ausbalanciert?
- Wie werden die medialen Entwicklungen das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache (Nähe- vs. Distanzkommunikation) verändern?
- Wie werden die Standardvarietät und ihr Status beschaffen und kodifiziert sein?
- Wie werden sich die bekannten langfristigen Entwicklungszüge des deutschen Sprachsystems weiter entfalten?
 - Silbensprache > Wortsprache,
 - synthetischer > analytischer Sprachbau,
 - phonographische > logographische Schriftfundierung,
 - Substantivmorphologie: Kasusnivellierung (Monoflexion, Status des Artikels),

- Verbmorphologie: Regularisierung,
- Syntax: Klammerausbau und informationsstrukturelle Optimierung,
- Lexik: weiterer lexikalischer Ausbau inkl. Verlust von Lexemen und Archaisierung.
- Wie wird die menschliche Geschlechterspannung sprachlich repräsentiert sein?
- Welche Wörter und grammatischen Konstruktionen werden standardsprachlich stigmatisiert sein?
- Welche Sprachkontakte wird es geben? Wie werden sie sich auf die deutsche Sprache auswirken? Welcher Status wird Ein- und Mehrsprachigkeit zukommen?
- Wie wird sich die deutsche Wissenschaftssprache unter dem Druck des Englischen weiterentwickeln?
- Welche Strukturen und Funktionen werden Eigennamen (v.a. Anthroponyme, Toponyme) besitzen, und nach welchen Prinzipien werden sie ggf. umbenannt?

In der obigen Liste taucht ein Komplex nicht auf, der in der bisherigen prospektiven Sprachbetrachtung ein relativ klar umgrenztes Feld darstellt. Ich meine die Frage, wie sich die Rolle der deutschen Sprache außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebiets entwickeln wird: Wer wird wo auf der Welt und warum noch Deutsch lernen, sprechen und schreiben? Welcher Status wird der der deutschen Sprache in internationalen Institutionen und Konzernen (z.B. UN, EU, NATO, VW, BMW, Daimler) zukommen? Wie wird sie sich als erste, zweite oder dritte Fremdsprache entwickeln? Solche Fragen gehören traditionell in den Arbeitszusammenhang der Auslandsgermanistik. Es ist daher auch kein Wunder, dass entsprechende Ausblicke besonders in Publikationen mit einem Bezug zum Fach Deutsch als Fremdsprache (DaF) verhandelt wurden (z.B. Ammon/Kemper 2011; Ehlich/Ossner/Stammerjohann (Hg.) 2001; Kostrzewa/Rada/Knipf-Komlósi (Hg.) 2010).

Das alles führt zu einem weiteren Zwischenfazit: Prospektive Sprachbetrachtung ist an und für sich nicht neu, insbesondere im Sinne von Makro- und Mediospektiven. Sie war und ist in vielen reflektierenden Zugriffen auf Sprache immer schon angelegt, auch wenn sie bisher selten systematisch als solche thematisiert wurde. In der bisherigen sprachwissenschaftlichen Arbeit gibt es verschiedene Anknüpfungspunkte, die Ausblicke auf die Zukunft der deutschen Sprache eröffnen.

5 Mikroprospektivität in sprachnormativer Sicht

Ausgehend von Mikroprospektiven wurde die Zukunft der Sprache bisher noch kaum thematisiert. Deshalb möchte ich mich diesem Punkt noch etwas ausführlicher zuwenden. Zunächst kommt hier etwas in den Blick, das man mit dem Alter eines Individuums in Beziehung setzen muss. Jeder Lebensabschnitt lässt sich nämlich unter der Perspektive betrachten, welche Sprachentwicklungen noch vor dem jeweiligen Sprecher liegen. So folgt nach dem primären Spracherwerb, der gewisse regionale Sprachfärbungen umfasst, im deutschen Kontext in der Regel die Eingliederung in die Schriftlichkeit. Kinder lernen lesen und schreiben. Damit ist die Eingewöhnung an Distanzsprachlichkeit sowie eine grundsätzliche Reorganisation des bereits vorhandenen sprachlichen Wissens verbunden. Wenn die Kinder älter werden, folgen die Entwicklungsmotive der Jugendsprachlichkeit: Sprachliche Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen, neue kreative Sprachmuster, insbesondere mit Bedeutung für das Handeln in nächsprachlichen Gruppenkontexten. Im Rahmen von Ausbildung und Beruf folgen dann gewisse fachsprachliche Perspektiven, der mehr oder weniger abschließende Erwerb von Standardsprachlichkeit sowie Formen von Mehrsprachigkeit. Mit der Zeit baut sich vor diesem Hintergrund eine komplexe Sprachfähigkeit auf, die üblicherweise – diese Hypothese sei hier am Rande erlaubt – mit einem zunehmend konservativen Sprachgefühl einhergeht. Am Lebensende folgen dann Muster des Sprachverlusts, die auch einen pathologischen Charakter besitzen können. Kurzum: Jede Phase der sprachlichen Entwicklung lässt sich also systematisch auf das hin betrachten, was für das jeweilige Individuum noch in der Zukunft liegt.

Eine andere Facette der Mikroprospektivität bietet die Chance, die anfangs angesprochenen linguistischen Kenntnisse zum Deutschen unmittelbar mit prospektiven, sprachkonsultativen Gehalten zu verknüpfen. Auch das individuelle Sprachhandeln lässt sich nämlich mit einem futurologischen Blick thematisieren. Hier bietet sich zudem eine Anknüpfung an Normfragen an. Sie lassen sich zeitlogisch als Bewusstseinszustände interpretieren, bei denen es um das zukünftige Sprechen eines Individuums geht. Sprachkonsultativ gedeutet: Wer danach fragt, was im Deutschen richtig oder falsch ist, erkundigt sich danach, was zukünftig passieren könnte, wenn er eine bestimmte Sprachvariante nutzen würde. Normfragen sind demnach Zukunftsfragen. Das Problem der Sprachnormen lässt sich also im Sinne prospektiver Sprachbetrachtung reformulieren. Dabei sind die linguistischen Kenntnisse zum Deutschen von zentraler Bedeutung. Denn darin schlummern sozusagen prospektive Gehalte, die eine aufklärerische Stellungnahme zu konkreten Normfragen möglich machen. Das linguistische Wissen zur Gegenwartssprache kann nämlich auf *zukünftige Äußerungssituationen* projiziert wer-

den. Aus der Kenntnis, wie das Deutsche heute beschaffen ist und derzeit gebraucht wird, lassen sich rationale Vorhersagen zur Wirkung bestimmter Formulierungsvarianten treffen. Rekapituliert man in diesem Sinne Normfragen, so umgeht man überdies eine Schwierigkeit, die oben als ein großes Hindernis aufklärerischer Sprachkonsultation identifiziert wurde. Denn bei der zukunftsorientierten Reformulierung der Normproblematik wird die unheilvolle Fixierung zwischen deskriptiver und präskriptiver Sprachbetrachtung vermieden. Für eine rationale prospektive Sprachbetrachtung spielt diese Unterscheidung keine Rolle. Das Ganze sei zur Illustration kurz an einem Beispiel durchgespielt.

Eine typische Normfrage zur Aussprache des Deutschen bezieht sich auf *China*. Wie lautet die richtige Aussprache dieses Worts? Mit welchem Konsonant muss man beginnen? Im Raum stehen mindestens diese Varianten: [ç-], [k-], [tʃ-], [ʃ-], [x-]? Sprachwissenschaftlich ist diese Frage durch eine diatopische Variantenkonditionierung zu beantworten. Nach einer aktuellen Erhebung, die im Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards des Instituts für Deutsche Sprache dokumentiert ist, gilt in etwa das Folgende:⁷ Im Süden wird recht einheitlich [k-] artikuliert. Im Westen überwiegt deutlich [ʃ-]. Im Norden finden sich in unterschiedlicher Verteilung [ʃ-] und [ç-], marginal auch [tʃ-]. Im Südwesten trifft man neben [ç-] manchmal auch auf [x-]. Angesichts einer solchen Lage ist es nicht abwegig, die obige Normfrage sehr weitherzig zu beantworten: Im Deutschen gibt es fünf unterschiedliche Aussprachen von *China*. Sie sind alle richtig, keine davon ist falsch. Es sei dahingestellt, ob eine solche Auskunft für denjenigen, der die Frage nach der richtigen Aussprache von *China* gestellt hat, sinnvoll ist oder nicht.

Im Rahmen prospektiver Sprachbetrachtung kann eine andere Auskunft gegeben werden. Sie zielt darauf, mit der Hilfe derselben linguistischen Fakten relevante zukünftige Äußerungssituationen zu projizieren und mögliche Reaktionen beim Gebrauch der Varianten zu bedenken. Die Hauptfrage lautet dann: Was wird (könnte) in der Zukunft passieren, wenn ich eine der fraglichen Varianten benutze? Mit dieser Strategie werden etwa die folgenden mikroprospektiven Sprachkonsultationen formulierbar: „Wenn du im Süden des deutschen Sprachgebiets bist, wirst du mit der [k-]-Aussprache nicht auffallen. Bei allen anderen Aussprachen könntest du bei den Gesprächspartnern eine gewisse Irritation hervorrufen. Im Westen gilt in etwa dasselbe für die [ʃ-]-Aussprache, im Norden für die [ʃ-]- und [ç-]-Aussprache.“

7 <http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/ChemieCh> (Stand: 30.4.2018).

Prospektive Sprachbetrachtung greift also die Kenntnisse über das gegenwärtige Deutsch auf (hier: die diatopische Konditionierung der Aussprache) und trifft auf dieser Basis Aussagen zur Zukunft der Sprache. Damit werden auch die Handlungsspielräume des individuellen Sprechers klarer und realistischer zum Ausdruck gebracht als in präskriptiven bzw. deskriptiven Aussagen vom Typ „Aussprache x ist richtig, Aussprache y ist falsch“ bzw. „Alle Aussprachen sind richtig“. Denn natürlich steht es dem Sprecher frei, auch im Süden *China* mit [ç-] zu artikulieren. Prospektive Sprachkonsultation spricht hier keinerlei Verbot aus. Sie weist lediglich aufklärend darauf hin, dass in einem solchen Fall mit anderen Konsequenzen zu rechnen ist als bei der [k]-Aussprache. Prospektive Sprachbetrachtung informiert den Ratsuchenden darüber, wie sein Handlungsspielraum aussieht und was sich in seiner persönlichen sprachlichen Zukunft ereignen könnte. Die Beantwortung der Frage, ob er sich an die Üblichkeiten und Rezipienten-Erwartungen bestimmter Äußerungskontexte anpasst oder nicht, bleibt seine souveräne Entscheidung. Man kann das als ausdrücklichen Hinweis auf die freien sprachlichen Gestaltungsmöglichkeiten eines Individuums verstehen. Sie wird jedoch durch die erwartbaren Reaktionen der Hörer und Leser ausbalanciert. Der großen Freiheit sind prospektiv also Grenzen gesetzt, die man bei einer Entscheidung in Normfragen in Betracht ziehen sollte.

Nach diesem Muster lassen sich nun nicht nur die diatopischen Varianten-konditionen der deutschen Sprache, sondern auch alle anderen modellieren. Bei der prospektiven Reformulierung von Normfragen geht es also stets um die sachhaltige Projektion relevanter zukünftiger Äußerungssituationen. Stehen etwa Sprachwandelerscheinungen im Hintergrund einer Frage, muss die Projektion der Äußerungssituation den Unterschied zwischen alten und jungen Sprechern berücksichtigen: Alte Sprecher wird man mit der neuen Variante womöglich irritieren, junge Sprecher mit der alten. Wer unter älteren Sprechern nicht auffallen möchte, kann also prospektiv die alte Variante nutzen. Bei jüngeren Sprechern gilt das Gegenteil. Bei medialer Variantenkonditionierung ist das Augenmerk entsprechend auf eher schriftliche oder eher mündliche Äußerungssituationen zu richten. Manche Varianten sind mehr oder weniger fest an bestimmte mediale Kontexte gebunden. Für die Variantenkonditionierung kann darüber hinaus die soziale Beziehung der möglichen Kommunikationspartner entscheidend sein. Entsprechend ist bei der Projektion der Äußerungssituationen zu berücksichtigen, dass bestimmte Varianten eher in Situationen sozialer Nähe, andere in Situationen sozialer Distanz gebräuchlich sind.

Die wesentlichen Faktoren, die im Normkontext bei der Projektion künftiger Äußerungssituationen zu berücksichtigen sind, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Abb. 1: Mikroprospektivität und Sprachnorm:
Zur Projektion künftiger Äußerungssituationen

Aus dem Szenario in Abbildung 1 ergibt sich auch ein aktuelles Forschungsdefizit der germanistischen Sprachwissenschaft. Es hängt direkt mit der Projektion zukünftiger Äußerungssituationen zusammen. Denn auf Rezipientenseite habe ich jeweils wahrscheinliche Reaktionen der Hörer und Leser einer sprachlichen Äußerung vorausgesetzt. Die Rede war von „Irritationen“, die dadurch entstehen, dass für bestimmte Sprechergruppen ungewohnte Sprachformen genutzt werden. Süddeutsche Sprecher können von norddeutschen Sprachformen irritiert sein, alte Sprecher von neuen Sprachformen, in einer mündlichen Kommunikationssituation irritiert konstitutiv schriftliche Sprache usw. Dabei wurde stets angenommen, dass die jeweiligen Sprachformen den genannten Rezipienten tatsächlich als ungewöhnliche Varianten auffallen. Ich ging also von ihrer Salienz aus.

Diese Unterstellung mag einigermaßen plausibel erscheinen. Sie ist nach Lage der Dinge aber nicht empirisch gesichert. Denn faktisch wird es nicht so sein, dass alle Varianten, die in bestimmten Äußerungssituationen ungewöhnliche Sprachformen darstellen, den Rezipienten auch immer als solche auffallen. Es ist durchaus denkbar, dass eine (ungewöhnliche) Variante auftaucht, sie aber eben nicht als Anlass für Irritation wahrgenommen wird. Auch wenn es bereits wichtige Ansätze zu einer linguistischen Salienzforschung gibt, insbesondere auf dialektologischem Feld (z.B. Christen/Ziegler (Hg.) 2014), so wissen wir doch immer noch viel zu wenig darüber, welche Varianten aus welchen Gründen den Sprechern unter welchen Bedingungen als saliente Sprachphänomene auffallen. Für die Sprachnormenforschung ist die Kenntnis dieser Faktoren aber essenziell. Die Existenz von Sprachvarianz führt nämlich nicht immer zu einer spezifischen Sprachaufmerksamkeit, aus der regulär normative Erwägungen hervorgehen

würden. Erst wenn Sprachformen salient ins Auge (Ohr!) springen, kann man Bewusstseinszustände annehmen, die Sprachnormierungen und Sprachbewertungen nach sich ziehen. Vor jedem Normproblem steht Salienz.

6 Fazit: „Handlungsspielräume“ der Sprache

In diesem Aufsatz sollte gezeigt werden, dass aufklärende Sprachkonsultation mit Bezug auf die Zukunft der Sprache konzipiert werden kann. Eine solche prospektive Sprachbetrachtung stellt eine Sprachthematisierung dar, die an die alltäglichen Aufmerksamkeitshorizonte der Sprecher anknüpft und insbesondere auf zukunftsbezogene Aspekte der Sprachaufmerksamkeit reagiert. Sie ist mindestens auf drei Ebenen anzusiedeln: mikro-, medio- und makroprospektiv. In allen diesen Dimensionen ergeben sich Gesichtspunkte, wie die zukünftige Sprache in den Blick genommen werden kann, um aufklärende Sprachkonsultation zu ermöglichen. Aus den Überlegungen sollte auch klar geworden sein, dass mit einer solchen prospektiven Sprachbetrachtung keineswegs ein neues Kapitel in der Geschichte der Sprachwissenschaft beginnt. Das Ganze war kein Plädoyer für eine neue Bindestrichlinguistik („Propheto-Linguistik“, „Futuro-Linguistik“, „Zukunfts-Linguistik“ o.Ä.). Ausblicke auf die Zukunft gehören schon in der einen oder anderen Form zur Sprachwissenschaft. Angemessen angelegt und entwickelt, lassen sie sich im Anschluss an die traditionellen linguistischen Arbeitsgebiete formulieren, ohne dabei in eine quasi-phantastische, unseriöse Spekulation abzugleiten.

Zum Schluss möchte ich die Stoßrichtung prospektiver Sprachbetrachtung anhand eines Schlüsselbegriffs noch einmal zuspitzen. Ich meine den Begriff *Handlungsspielraum*. Im Kontext aufklärerischer Sprachkonsultation geht es bei prospektiver Sprachbetrachtung nämlich nicht nur um eine reine Beschreibung der Zukunft. Es geht auch immer darum, den Sprechern ihre Handlungsspielräume deutlich zu machen. Wer sich aufklärerisch mit der Zukunft beschäftigt, steht auch immer in der Pflicht, praktische Handlungskonzepte zu entwickeln, mit denen die zukünftigen Dinge rational und zum Wohle von Individuum und Gesellschaft in den Griff gebracht werden können. Aufklärung ohne einen nüchtern-optimistischen Blick auf die individuelle und kollektive Handlungsfähigkeit wäre eine Aufklärung, die diesen Ehrentitel nicht verdienen würde.

Mikroprospektivisch wurde das oben ja bereits angedeutet. Wenn man einen einzelnen Sprecher darüber informiert, welche Konsequenzen mit der Auswahl bestimmter Formulierungsvarianten verbunden sind, so skizziert man damit seinen kommunikativen Handlungsspielraum. Mit dieser Information wird er ganz

praktisch über die Zukunft seiner persönlichen Sprache aufgeklärt. Durch prospektive Sprachkonsultation wird den Sprechern also bestenfalls klar, dass und wie die zukünftige Sprache in ihrer Hand liegt.

Was gerade mikroprospektiv angesprochen wurde, muss auch makroprospektiv gewendet werden. Damit steht zur Debatte, welche Handlungsmöglichkeiten eine Sprachgemeinschaft besitzt. Im deutschen Kontext ist diese Perspektive seit einiger Zeit faktisch unsichtbar. Man hat das als „Tradition des Laissez-faire“ in der deutschen Sprachpolitik beschrieben (Marten 2016, Kapitel 12.1). Dass man die Zukunft der deutschen Sprache ein Stück weit aktiv gestalten kann, ist eine Einstellung, die momentan wenig Rückhalt besitzt. Genau damit wird man sich aber beschäftigen müssen, wenn man die Sprache in Makroprospektiven betrachten möchte. Dazu ist vor allem zu klären, welche Bereiche einer Sprache dem aktiven Zugriff der Sprachgemeinschaft unterworfen werden können. Gibt es überhaupt makroprospektivische Handlungsspielräume und, wenn ja, wie sehen sie aus? Mit anderen Worten: Welche Sprachbereiche kann man mit gutem sprachwissenschaftlichen Gewissen und legitimer Hoffnung auf Erfolg tatsächlich beeinflussen? Bei welchen Sprachbereichen sind entsprechende Maßnahmen aus welchen Gründen von vornherein zum Scheitern verurteilt? Kann eine Sprachgemeinschaft ihre Sprache so manipulieren wie ein einzelner Sprecher ein Normproblem? Hat sie ihre Sprache in der Hand?

Damit eröffnet sich ein weites Feld, auf dem viele unterschiedliche Zukunftsperspektiven im Raum stehen. Natürlich fallen einem sofort Fragen der Rechtsschreibnormierung und des Deutschunterrichts ein. Das sind die traditionellen Domänen, wo makroprospektivisch einschlägige Maßnahmen ergriffen werden, mehr oder weniger sprachwissenschaftlich fundiert. Ich möchte darüber hinaus drei weitere Punkte ansprechen:

1. Viele (alte) Menschen blicken mit Rührung auf die alten Dialekte zurück. Sicher wird man die alten Dialekte aber nicht per Dekret zurückholen können. Dasselbe gilt für die alten Flexionsmuster des Substantivs oder des Verbs. Dasselbe gilt zudem für die Etablierung neuer Flexionsmuster, die sich nicht naturwüchsig aus dem realen Sprachgebrauch entwickelt haben. Die letzten Jahrzehnte haben allerdings gezeigt, dass man bei den Dialekten an einer Atmosphäre arbeiten kann, in der regionale Sprachformen weniger stark stigmatisiert werden und sich ihre sozialen Funktionalitäten (Identifikation mit einer Region, Realisierung sozialer Nähe-Kommunikation) sinnvoll entfalten können. Die Zukunft der deutschen Dialekte liegt also in bestimmter Hinsicht in der Hand der Sprachgemeinschaft. Die Zukunft der deutschen Flexion ist dagegen diesem Zugriff entzogen.
2. Sicher wird man nicht anordnen können, wie der Wortschatz der deutschen Sprache in hundert, zweihundert Jahren beschaffen sein sollte. In den zahl-

reichen Fachsprachen kann man allerdings das lexikalische Profil des Deutschen sinnvoll zuschneiden. Auch der Übergang vom Deutschen zum Englischen in den Wissenschaften kann zweifellos nicht rückgängig gemacht werden. Dafür gibt es viele Gründe, die vor allem mit der Realität der Globalisierung zu tun haben. Die Spannung zwischen Englisch und Deutsch kann jedoch an vielen Stellen gemildert und vernünftig organisiert werden, damit die positiven, aufklärenden Folgen der Entwicklung der deutschen Wissenschaftssprache nicht wieder untergehen. Vergleichbares gilt auch für die Spannung zwischen nativen und nicht-nativen Wörtern im Deutschen.

3. Dass sich die internationale Verbreitung des Deutschen verändert, geht auf viele Ursachen zurück, die nicht in der Hand der deutschen Sprachgemeinschaft liegen. Es gibt aber durchaus gute Argumente dafür, das Lernen und den Gebrauch der deutschen Sprache außerhalb des zentralen deutschen Sprachgebiets sinnvoll und nachdrücklich zu organisieren, um damit die deutsche Sprache als eine leistungsfähige Instanz im vielstimmigen Chor der internationalen Mehrsprachigkeit zu stützen.

Literatur

- Ammon, Ulrich/Bickel, Hans/Lenz, Alexandra N. (Hg.) (2016): Variantenwörterbuch des Deutschen. 2. Aufl. Berlin/Boston.
- Ammon, Ulrich/Kemper, Dirk (2011): Die deutsche Sprache in Russland. Geschichte, Gegenwart, Zukunftsperspektiven. München.
- Atayan, Vahram/Metten, Thomas/Schmidt, Vasco Alexander (2015): Sprache in Mathematik, Naturwissenschaften und Technik. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston, S. 411–434.
- Braun, Peter (1999): „Unvorgreifliche Gedanken“ über die Zukunft der deutschen Sprache. In: OBST 60 (Sprache an der Jahrtausendwende), S. 7–32.
- Christen, Helen/Ziegler, Evelyn (Hg.) (2014): Measuring (the research on) salience/Die Vermessung der Salienz(forschung). (= Linguistik Online 66). Internet: <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/issue/view/388> (Stand: 1.8.2018).
- Debus, Friedhelm (1999): Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft? Stuttgart.
- Dürscheid, Christa (2003): Syntaktische Tendenzen im heutigen Deutsch. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 31, S. 327–342.
- Dürscheid, Christa (2005): Verändert die E-Mail-Kommunikation das Schreiben? In: Siever, Torsten/Schlobinski, Peter/Runkehl, Jens (Hg.): Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet. Berlin/New York, S. 85–97.
- Dürscheid, Christa/Elspaß, Stephan (2017): Areale Variation in den Gebrauchsstandards des Deutschen. In: Konopka, Marek/Wöllstein, Angelika (Hg.): Grammatische Variation. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2016). Berlin/Boston, S. 85–104.

- Ehlich, Konrad/Ossner, Jakob/Stammerjohann, Harro (Hg.) (2001): Hochsprachen in Europa. Entstehung, Geltung, Zukunft. Freiburg.
- Glück, Helmut/Krämer, Walter (Hg.) (2000): Die Zukunft der deutschen Sprache. Eine Streitschrift. Leipzig.
- Hoffmann, Johannes (2002): Passé und mega-out? Zur Zukunft der deutschen Sprache im Zeitalter der Globalisierung. Leipzig.
- Klein, Wolfgang/Schlieben-Lange, Brigitte (Hg.) (1990): Zukunft der Sprache. (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 79). Göttingen.
- Kostrzewa, Frank/Rada, Roberta/Knif-Komlósi, Elisabeth (Hg.) (2010): Deutsch als Fremd- und Minderheitensprache in Ungarn. Historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven. Baltmannsweiler.
- Limbach, Jutta (2008): Hat Deutsch eine Zukunft? Unsere Sprache in der globalisierten Welt. München.
- Marten, Heiko F. (2016): Sprach(en)politik. Eine Einführung. Tübingen.
- Nerius, Dieter (2000): Zur Groß- und Kleinschreibung fester nominaler Wortgruppen in der gegenwärtigen und künftigen deutschen Orthographie. In: Nerius, Dieter/Ewald, Petra/Skibitzki, Bernd (Hg.): Beiträge zur deutschen Orthographie. Frankfurt a.M. u.a., S. 359–368.
- Nübling, Damaris et al. (2017): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 5. Aufl. Tübingen.
- Pauer, Susanne (2013): Der Inflektiv – Wortbildungsphänomen mit Zukunft? In: Born, Joachim/Pöckl, Wolfgang (Hg.): „Wenn die Ränder ins Zentrum drängen“. Außenseiter in der Wortbildung(sforschung). Berlin, S. 265–286.
- Pörksen, Uwe (2008): Wird unser Land zweisprachig? Vorsichtige Überlegungen zur Geschichte und Zukunft des Deutschen. Stuttgart.
- Saussure, Ferdinand de/Bally, Charles/Lommel, Herman (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin.
- Schmidt, Jürgen Erich/Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin.
- Stickel, Gerhard (2009): Unvorgreifliche Erwägungen zum heutigen und zum künftigen Deutsch. In: Liebert, Wolf-Andreas (Hg.): Mit Bezug auf Sprache. Festschrift für Rainer Wimmer. Tübingen, S. 381–400.
- Stricker, Stefanie et al. (2016): Sprachhistorisches Arbeitsbuch zur deutschen Gegenwartssprache. 2. Aufl. Heidelberg.
- Szczepaniak, Renata (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. 2., überarb. u. erw. Aufl. Tübingen.
- Weinrich, Harald (1984): Die Zukunft der deutschen Sprache. In: Carstensen, Broder (Hg.): Die deutsche Sprache der Gegenwart. Göttingen, S. 83–108.